Das Leid der Schönheit.

(Roman von K. Noel.)

(1. Fortsetzung.)

Christian Randa stand mit gefurchten Brauen da und blickte düster und gereizt nach dem schönen Mädchen und der Mutter.

Jetzt gingen sie schon mit dem fremden Menschen zu Konacker. Er hätte ihnen gern gesagt, wie unpassend er das fand. Doch er hatte ja kein Recht. Kein Recht! Finster preßte er die Lippen aufeinander.

„Sie bleiben also allein zu Hause?" fragte er, zu Gusti gewendet.

„So ganz allein nicht!" lachte Gusti heiter auf. „Sie sind ja da! Und die Resi in der Kuchel! Der Papa läßt sich freilich heut' nicht vor der Sperr blicken, aber der Martl muß doch auch bald kommen."

„Jedenfalls," erklärte Frau Bärengruber. „Na du, Gusti, du gehst nachher auf dein Zimmer, gelt? Und der Doktor, der wird sich vermutlich gleich an seine Studien machen."

Gusti lachte äußerst belustigt über diese zarte Mahnung an ihre und Randas Adresse.

„Kannst ganz ruhig sein, Mama, es wird nichts Unrechtes geschehen," beschwichtigte sie diese noch taktvoller, von neuem lachend, was Agnes bereits an die Nerven zu gehen schien. Gereizt blickte sie die Schwester an.

Nichts Unrechtes geschehen! Vielleicht wäre es der besorgten Mama lieber, wenn sie dessen nicht gar so sicher zu sein brauchte, denn so sehr sie sich's angelegen sein ließ, ihm bei der jüngeren Tochter den Weg zu verstellen, so herzlich gern würde sie ihm die ältere anhängen, das wußte er.

Frau Bärengruber wollte etwas entgegnen, besann sich jedoch beizeiten. Die Gusti verstand es doch am besten, mit dem borstigen Menschen umzugehen, vielleicht setzte sie endlich noch ihren Willen durch. Der Gedanke machte sie so zahm, daß sie einige freundliche Worte an Randa richtete. Wenn er ein Nachtmahl haben wollte, solle er nur die Resi hinunterschicken, und die Gusti koche ihm auf Verlangen eine Schale Tee.

Unterdessen war es so weit, daß Agnes nach dem Abendmantel griff, und da traf es sich, daß Christian gerade bei dem Stuhl stand, über dessen Lehne der Mantel hing. Er konnte nun kaum anders als ihr behilflich sein. Diese Handlung weckte die schlummernde Zärtlichkeit seines Herzens. Unwillkürlich suchten seine Augen im Spiegel diejenigen des jungen Mädchens, doch er traf nur gesenkte Wimpern, und um den feinen Mund, dessen natürlicher Ausdruck süß und lieb war wie keiner, lag ein eigensinniger und hochmütiger Zug, der Christians Blut sofort wieder in Wallung brachte.

Kurz wandte er sich ab.

Eben wurde die Mitteltür vom Vorzimmer aus aufgerissen und das böhmische Mädchen für alles steckte seinen struppigen Kopf ins Zimmer: „Sullen obi kummen! Wog'n stehte scho unten!"

Das ältliche Geschöpf mit dem schwarzgrauen Gesicht und der aufgestülpten Nase grinste breit.

„Wog'n stehte drunten!" wiederholte sie, als man ihr nicht gleich antwortete. „Der dicke alte Heer mit keine Haar auf Gupf ise unten mit Wog'n."

Dies war eine absichtliche Bosheit, da die Böhmin sehr wohl ahnte, daß dieser „dicke alte Heer" ein Freier für das Fräulein sei.

„Schon gut! Schon gut! Machen S' die Tür zu!" winkte ihr Frau Bärengruber ab. „Was sie für Manieren hat, der Trampel! Nächstens fliegt sie doch!"

„Das hör' ich schon drei Jahre!" bemerkte Christian achselzuckend.

Ihm war die Resi mit ihrer Unsauberkeit, ihrer böhmischen Sprache und ihrer Unbotmäßigkeit ein Greuel. Doch war sie — wie die meisten böhmischen Dienstboten — immerhin eine tüchtige Arbeitskraft, und da Frau Bärengruber sich ihre Pflichten gern leicht machte, kam ihr Resis Hang zur Selbständigkeit nicht ungelegen.

Frau Bärengruber hatte es nun sehr eilig und drängte Agnes, rasch zu kommen. Mit einer Flut abschiednehmender Worte huschte sie hinaus, gefolgt von Agnes, die so fest in ihren Abendmantel gehüllt war, daß man nicht daran denken konnte, ihr die Hand zu reichen.

Zwischen Randa und ihr ging noch ein kurzes, stummes Spiel vor sich. Er suchte ihren Blick, sie hingegen wich ihm aus, warf den Kopf in den Nacken und ging der Mutter nach.

„Gute Nacht, Mama! Servus, Agnes! Unterhalt's euch gut! Viel Vergnügen! Gebt's acht, daß ihr euch nicht verkühlt! Ich laß den Herrn Traumichel grüßen. Ja, Mama, nur keine Aengsten nicht. Das Haus wird nicht abbrennen. Keine Gasexplosion! Nichts! Sei nur ganz ruhig. Adieu! Behüt' euch Gott! Gute Nacht!"

Bis zur Ausgangstür begleitete Gusti die beiden mit ihren hellklingen, munteren Rufen. Christian hörte sie die Tür schließen und dann zurückkommen. Als sie eintrat, ging er mit auf dem Rücken gekreuzten Händen auf und ab, und ihre Blicke trafen sich.

In denen Randas lag eine Frage, auf die Gusti nur leicht mit der Achsel zuckte.

„So also steht die Geschichte?" begann er in erregtem Tone.

„Mein Gott, was will man machen?" Gusti lächelte wie verlegen — im Grunde war sie es nie — und begann, die auf dem Tisch und den Stühlen noch umherliegenden Gegenstände zusammenzusuchen und an Ort und Stelle zu bringen.

Ein wenig besänftigte ihn ihr weibliches Walten. Ungeschickt war sie nicht, die Gusti, und es ließ sich nicht leugnen, daß alles, was im Hause Bärengruber an Hausfraulichkeit vorhanden war, auf ihr Teil kam. An sie wandte sich auch Martin immer mit abgerissenen Knöpfen oder Anhängern und geplatzten Handschuhnähten. Der „Schönheit" durfte man dergleichen natürlich nicht zumuten.

Die Gusti hatte überdies eine seltene Nervenruhe. Also hätte sie beschwichtigend wirken sollen. Und doch ärgerte sich Christian gewöhnlich schon, wenn er nur ihr stillvergnügtes Gesicht sah. War das ein Charakter! Eigentlich gutmütig.

Welche andre brächte es noch fertig, als Nichthübsche neben der schönen Schwester so neidlos und frei von jedem unangenehmen Gefühl dahinzuleben? Aber was ihr diese Seelenruhe gab, war im Grunde nichts als eine unausstehliche Selbstzufriedenheit und ein Gefühl der Ueberlegenheit, von dem er nicht recht wußte, auf welchen Eigenschaften es so sicher und unerschütterlich fußte. Es ging ihm mit allen anscheinend guten Eigenschaften der Gusti so: sie waren ihm unerträglicher als die Fehler andrer.

Besser wurde es dadurch auch nicht, daß die Mutter bestrebt war, sie ihm aufzuhalsen, und er bei ihr selber immer die Mahnung herausspürte: „Dummer Kerl, was willst du denn von der Agnes? Halt' dich an mich, das wär' viel g'scheiter!"

Gescheiter wäre es auch in der Tat. Die Gusti würde doch Mannesrechte anerkennen. Mindestens stellte sie sich jetzt so, während die Frau Mama der Ansicht war, der Mann sei einzig zum Geldhergeben da. Zu beanspruchen habe er gar nichts.

Der Agnes hatte sie nun glücklich alle ihre Ansprüche beigebracht.

Vor noch nicht drei Jahren, als er, eben erst Doktor geworden, zu Martin Bärengruber in das Zimmer nebenan zog, wo der Raum eben frei geworden, den vordem ein andrer Studiengenosse Martins, ein serbischer Student, eingenommen hatte, war Agnes knapp achtzehn gewesen, noch ziemlich unentwickelt und, obwohl schon reizend und vielversprechend, doch noch lange nicht die stolze Schönheit, auf die ihre Mutter nun so große Hoffnungen setzte. Damals war die Frau überhaupt noch erträglicher gewesen. Sie hatte ihre guten Tage, an denen sich's mit ihr leben ließ, wo sie menschlichen Anteil zu nehmen schien. Erst später fuhr die Besessenheit in sie, aber ganz schlimm war es erst geworden, seit jene schöne Tochter ihrer Bekannten eine reiche Partie gemacht.

Jetzt stand es für Frau Bärengruber fest: auch sie mußte ihre „Schönheit" auf dem Heiratsmarkte möglichst teuer anbringen. Und in den Augen des jungen Mädchens, die früher so sanft und lieb geblickt, las er längst nichts mehr als hochfahrende Ablehnung, sogar Entrüstung über jeden wärmeren Blick seinerseits, aus dem ein ihr unbequemer Anspruch sich meldete.

„Wie kannst du dich unterstehen, mich so anzublicken?" sagten diese Augen jetzt. „Was willst du von mir? Du hast ja kein Geld."

Kein Geld! Es war nur zu wahr. Kein Geld und geringe Aussichten. Sie nahm lieber den dicken Vierziger mit dem fettglänzenden Gesicht und dem großen Geldsack.

Aber der Gedanke war gar zu empörend.

„Es ist doch schmählich!" brach er los.

„Was?" fragte Gusti, die sich an den Tisch gesetzt hatte, gleichmütig.

„So ein Alter, der ihr Vater sein könnte!"

„Na ja, zur Not!" lächelte Gusti. „Aber er ist wirklich bloß einige vierzig. Die Männer heiraten heutzutag' ja alle spät. Wie viele junge Mädchen nehmen Aeltere als er! Reich ist er halt. Sündhaft reich!"

Sie seufzte.

„Eine Schönheit wie die Agnes gehört in einen prächtigen Rahmen."

„Das hat euch die Mama eingeredet!" höhnte Christian. „Wie die Alten brummen!"

„Nein, ich bin nicht so. Ich reiß' mich gar nicht um den Luxus. Ein bescheidenes Auskommen, mehr möcht' ich mir nie verlangen. Toiletten und Brillanten, die tragen zum leiblichen Wohlbefinden im Grund ja wenig bei. Und das ist doch die Hauptsache. Wenn man nur g'sund ist! Mehr als satt werden kann schließlich nicht einmal der Rothschild."

Um Christians Mund zuckte es, während Gusti so zufriedenen Tones ihre auf ihn berechnete Weltanschauung auskramte.

„Wenn sich die Mama und die Agnes nur nicht verkühlen!" sagte sie nach einer Pause, indem sie sich erhob, um aus der neben der Eintrittstür stehenden Kredenz Tischzeug zu nehmen, worauf sie den Tisch zu decken begann. „Ein recht tückisches Märzwetter draußen, nicht wahr? Ehe man nur aufpaßt, hat man was weg. Mich sticht's auch schon den ganzen Tag da rückwärts zwischen den Schulterblättern."

Sie bezeichnete andeutungsweise mit der Hand die Stelle, die ihr weh tat.

„Lassen Sie sich von Martin untersuchen, wenn er nach Hause kommt!" rief Randa trocken, und als ob ihre letzten Worte ihn vertrieben, wandte er sich seinem Zimmer zu.

„Was ist denn mit Ihrem Nachtmahl?" fragte Gusti ihm nach. „Soll Ihnen die Resi nichts holen?"

„Ich hab' noch was im Fenster liegen. Es wird genug sein. Ich brauch' nichts."

„Bringen Sie's wenigstens herein", riet das Mädchen mit unzerstörbarer Gelassenheit. „Bis der Martin kommt, mach' ich den Tee. Da können wir gemütlich beisammensitzen."

Christian brummte seine Zustimmung und ging dann richtig in sein Zimmer hinein. Sogar die Tür machte er fest hinter sich zu.

Gusti blickte ihm spöttisch nach und zuckte die Achseln. Es ging nicht, es ging halt nicht, da war alle Mühe vergebens, sie spürte es wohl.

Na, so soll er's eben bleiben lassen und weiter für die Agnes schmachten, die er nicht kriegt. Die Männer sind dumm. Es wäre so hübsch gewesen, wenn er wollte. Frau Doktorin, das war doch immerhin etwas. Sie würde ja recht gerne noch ein paar Jahre warten. Der Martin sagte immer, der Randa sei so begabt, so tüchtig, so zum Arzt geboren, daß er selbst bei der Ueberfülle von jungen Medizinern und trotz der mangelnden Protektion und des ebenso mangelnden Bekanntenkreises, durch den er rasch zu einer Praxis kommen könnte, es zu etwas bringen müsse. Später oder früher würde er durchdringen. Er hätte einen so merkwürdigen Scharfblick bei der Diagnose. Na also! Da könnt' man's ja riskieren! Und sie wäre ihm auch recht gut. Aber wenn der närrische Mensch nicht wollte, da war nichts zu machen. Grämen, grämen würde sie sich nicht darüber, daß er keine Vernunft annehmen wollte. Wer weiß, wie sie es noch besser traf im Leben!

Drinnen setzte sich Christian an den Schreibtisch. Sein Blick fiel auf den Abreißkalender, den die Wandlampe grell beleuchtete. Der Fünfundzwanzigste! Natürlich hatte er nunmehr sehr wenig Geld, lächerlich wenig, und das auch nur, weil er schon in den ersten Tagen des Monats vorsorglich an die letzten dachte und sich's einteilte.

Er hatte es g'rad' nötig, sich Liebessorgen zu machen. Hatte er nicht Existenzsorgen genug? Was diese gebildeten Berufe vom Menschen für Opfer verlangten! Jeder Schuster hatte es besser! Bald siebenundzwanzig Jahre alt und fast seit drei Jahren fertiger Arzt, und noch immer gab ihm seine Kunst kein Brot. Noch war er bloß unbesoldeter Aspirant im Allgemeinen Krankenhause. Erst im Herbst würde er zum Sekundararzt ernannt werden, eine Stelle, die nur ein kleines Gehalt und die Verpflichtung mit sich brachte, im Krankenhause zu wohnen. Sie bot zudem durchaus keine Zukunftsaussicht, denn diejenigen Sekundarärzte, die nicht Assistenten von Professoren wurden — und wer wurde dies, der keine besondere Protektion besaß? —, die mußten nach einigen Jahren wieder austreten, um sich anderweitig zu versorgen.

Vorläufig zehrte er noch von seinem kleinen Vermögen, das ihm die Eltern hinterlassen hatten. Das ging nun aber sehr bald zu Ende. Er konnte froh sein, wenn es so lange reichte, bis er die Ernennung zum Sekundararzt hatte, so daß keine Pause zwischen dem letzten Gulden, den er auszugeben, und dem ersten, den er einzunehmen hatte, eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

— Der älteste deutsche Priester, Pfarrer Schnieder in der oldenburgischen Gemeinde Altenoythe, feierte kürzlich sein diamantenes Priesterjubiläum im 93. Lebensjahr, frisch und geistig rege, und seine Priestergeschäfte mit Eifer wahrnehmend. Seine Predigten genießen den Ruf der Originalität.

Der Uhrmacher

Skizze von Frederic Boutet.

Alle Stutzuhren ringsumher schlugen gerade drei Uhr, als der Unbekannte in den kleinen engen, tiefen Laden trat, dessen schläfrige Ruhe einen seltsamen Kontrast zu dem Lärm der volkreichen Straße bildete.

„Ich möchte ein neues Glas für meine Taschenuhr," sagte er mit leisem ausländischen Akzent, während er dem Uhrmacher eine alte Stahluhr hinüberreichte.

Vor einem kleinen Werktisch stand der Uhrmacher in weißer Bluse: „Die ist nicht viel wert," sagte er verächtlich, während er die Uhr ergriff.

„Immerhin mehr, als gar keine," erwiderte der Fremde.

Der war ein ziemlich alter Mann mit gefurchtem Gesicht und einem grauen, kurzen Schnurrbart. Einen Augenblick lang sah er den Uhrmacher, der nach einem Glase für die Uhr suchte, schweigend an.

„Sie heißen Fernand Borel?" fragte er plötzlich.

Der Uhrmacher erhob erstaunt den Kopf. „Es steht ja auf der Türe," sagte er dann trockenen Tones.

„Sie sind in der Rue Quincampoix geboren," fuhr der andere fort, „Sie sind zweiunddreißig Jahre alt, und Ihr Vater . . ."

„Sind Sie von der Polizei?" unterbrach ihn der Uhrmacher.

„Nein. Aber antworten Sie immerhin! Das kann Sie doch wenig belästigen."

„Nun denn, ja, ich bin Fernand Borel. Ich bin in der Rue Quincampoix geboren, ich bin zweiunddreißig Jahre alt. Was kann das Sie interessieren?"

„Ihr Vater war Kurzwarenhändler und hieß Bernard Borel?"

„Ich habe keinen Vater. Ich habe ihn nie gekannt. Ich habe nur eine Mama gehabt . . . Sie hat mich erzogen . . . Ich sage nicht gerade, daß sie mich verwöhnt hat, aber sie hat mich immerhin erzogen . . . ganz allein . . . Als ich vier Jahre alt war, ist sie schmählich im Stich gelassen worden, — von ihrem Ehemann . . . Er hatte ihr nichts vorzuwerfen — nicht das! (Und dabei schnellte er einen seiner Fingernägel gegen seine gelben Zähne.) Er hatte sein Kurzwarenlager, ohne sie davon zu unterrichten, verschleudert und eines schönen Tages war er mit dem Geld auf und davon und hat Mama und mich zurückgelassen . . . auf Nimmerwiedersehen . . . Wenn Sie das einen Vater nennen . . . ich behaupte, daß ich keinen habe!"

„Ich bin Dein Vater," sagte der Fremde mit dumpfer Stimme.

Der Uhrmacher fuhr empor und wich einen Schritt zurück. „Guter Gott," sagte er nur. Ganz verblüfft blickte er den Mann an, der mit niedergeschlagenen Augen wiederholte:

„Ich bin Dein Vater . . . Siehst Du, hier sind meine Papiere, und hier die Photographien. Ich habe mich verändert, aber man kann mich doch wiedererkennen. Hier bin ich mit Deiner Mutter . . ."

„Sie ist vor acht Jahren gestorben," sagte der Uhrmacher.

Der Fremde wurde ein wenig blaß. Und ein schweres Schweigen legte sich zwischen sie . . .

„Wie haben Sie mich ausfindig gemacht?" fragte endlich der Sohn.

„Ganz einfach, im Adreßbuch. Bevor ich andere Nachforschungen begann, durchsuchte ich das Adreßbuch. Ich sah darin Deinen Namen und bin hergekommen."

Er machte eine Pause und begann dann von neuem: „Ich tat unrecht daran, fortzugehen . . . damals. Ich bin schuldig gewesen . . . sehr schuldig . . . Aber, mein Junge, es war nicht gänzlich meine Schuld. Die Geschäfte gingen nicht mehr, Deine Mutter machte mir das Leben zur Hölle . . . ich wußte nicht mehr, wohin . . . Es kam über mich wie Wahnsinn. Ein Bedürfnis nach Freiheit, nach Unabhängigkeit setzte sich in mir fest . . . weiß ich, was es war? . . . Ich war Leuten begegnet, die ein Unternehmen in Amerika gründen wollten. Sie brauchten einen tätigen Mann mit etwas Geld. Hier ging alles von Tag zu Tag schlechter . . . Ich wollte dort ein Vermögen erwerben . . . Und ich bin fortgegangen, ohne Deine Mutter davon zu benachrichtigen . . . Sie hätte mich ja doch nie reisen lassen . . . Ich legte mir den Eid ab, nach erfolgtem Gelingen zurückzukehren . . . Und dann . . . dann ist mir alles fehlgeschlagen . . . Ich habe alles verloren . . . Ich mußte die härteste Arbeit tun, wie ein Handlanger . . . Da bin ich nach Australien weitergezogen. Ich versuchte es mit Viehzucht . . . Ich habe alles versucht . . . und die Jahre sind dahingezogen . . ."

„Weshalb sind Sie zurückgekommen?"

„Weil ich alt bin. Alles ist mir mißglückt. Ich bin erschöpft. Ich kann nicht mehr arbeiten. Ich kann nicht mehr meinen Lebensunterhalt erwerben . . . Und ich habe dort nicht sterben wollen, so ganz allein . . . Die Erinnerung ist mir wiedergekehrt . . . und da dachte ich . . . dachte ich, daß mir vielleicht hier verziehen werden würde . . ."

Seine Stimme brach. Der Uhrmacher blieb kalt.

„Ich kenne Sie nicht," sagte er. „Vielleicht sind Sie wirklich Bernard Borel. Aber das ist mir ganz gleichgültig. Sie sind nicht mein Vater. Das wäre auch zu bequem! Man hat eine Frau, ein Kind . . . Sie werden einem lästig, man verläßt sie! Man rückt aus, ohne zu wissen, ob sie nicht inzwischen vor Hunger sterben! Und dann, nach einer kaum mehr zu überblickenden Zeit, kehrt man zurück, als ob das gar nichts wäre . . . Danke sehr! Das wäre zu bequem!"

Er lachte höhnisch auf, machte einige Schritte durch den Laden und kehrte dann mit haßerfüllter Miene zu dem Mann zurück.

„Blicken Sie mich an! Ich bin Ihr Sohn, wie Sie sagen? . . . Was haben Sie für mich getan? Was schulde ich Ihnen? . . . Ich habe zugesehen, wie meine Mutter sich zu Tode arbeitete, um mich zu ernähren. Und so lange ich zurückdenken kann, ist mein Leben dasselbe gewesen: Arbeit und wieder Arbeit . . . wie ein Lastträger . . . Ich hatte Ehrgeiz. Ich hätte studieren, etwas werden wollen . . . Ich habe es nicht gekonnt . . . Ihretwegen . . . weil Sie uns verlassen hatten . . . und weil ich ein Waisenkind war, ohne es wirklich zu sein . . . Und jetzt wollen Sie ganz ruhig zurückkehren und verwöhnt werden, wie ein braver Mann? Ich kenne Sie nicht! Gehen Sie!"

Er hielt inne. Seine Stimme zitterte, und die Wut jagte Röte über sein bleiches Gesicht.

„Wohin soll ich gehen?" stammelte der andere in Todesangst. „Du kannst mich doch nicht fortschicken. Ich werde Dich nicht viel kosten. Ich bitte Dich nur um Nahrung und Nachtlager. Dafür könnte ich Dir helfen, den Laden reinigen, Gänge besorgen . . . Behalte mich, bis ich sterbe. Du kannst mich nicht auf die Straße werfen . . . Ich bin schuldig gewesen . . . aber ich bin Dein Vater . . ."

Der Uhrmacher zuckte die Schultern. Er hatte sich beruhigt, aber ein unerbittlicher Entschluß stand starr in seinem Gesichte.

„Ich habe keinen Vater! Ich habe eine Mutter gehabt, die mich ernährt hat, und der ich später zu leben gab. Ich habe meine Pflicht getan, sie tat die ihre . . . Sie kenne ich nicht! Und wenn ich Ihnen übrigens auch helfen wollte, ich könnte es nicht einmal. Ich verdiene nicht, was ich brauche. All dieses ist Kommissionsware" (er wies auf die Stutzuhren) „ich bin so arm, daß ich mich nicht einmal verheiraten kann . . . Gehen Sie . . ."

„So laß mich wenigstens einige Tage bleiben, ich will versuchen, eine Anstellung zu finden," flehte der Mann.

Der Uhrmacher antwortete nichts mehr.

Der Alte schritt zögernd der Türe zu, als ob er erwartete, zurückgerufen zu werden. Doch plötzlich blieb er stehen und wandte sich mit ganz verändertem Gesicht zu dem Uhrmacher zurück.

„Ich weiß nicht, wer der größere Verbrecher von uns beiden ist," sagte er mit schneidender Stimme, „ich glaube Du. Ich bin einstmals feige gewesen, aber was Du jetzt tust, ist schlimmer . . ."

Er schritt auf seinen Sohn zu, der eine Bewegung der Verteidigung machte. Der Alte lachte verächtlich auf.

„Dummkopf," sagte er, „Dummkopf! Alles, was ich Dir erzählt habe, ist wahr . . . Alles, mit Ausnahme einer kleinen Richtigkeit: In Australien habe ich nämlich Glück gehabt . . . Hörst Du? . . . Alles gelang mir dort, und ich besitze nun Millionen . . . Hörst Du? . . . Millionen, und dazu ein Unternehmen, das mir jedes Jahr ein Vermögen einbringt. Aber da ich alterte und eine Hilfe haben wollte, bin ich vom anderen Ende der Welt zurückgekehrt, auf gut Glück, ohne zu wissen, ob Du lebtest, und ob ich Dich finden würde . . . Ich bin gekommen, um Dich aufzusuchen, um Dir alles, was ich habe, zu schenken . . . Jetzt werde ich zurückreisen und Du, — dessen kannst Du sicher sein, — wirst gar nichts erhalten. Ich werde mich schon anders einrichten . . ."

Der Uhrmacher lachte ungläubig, mit höhnender Stimme auf, zuckte die Schultern und antwortete nicht.

„Darauf falle ich nicht herein," sagte er schließlich, „solche Lügen! Man braucht Sie ja nur anzusehen."

„Dummkopf," wiederholte der andere. „Ich hatte Gewissensbisse, nun habe ich keine mehr . . . Guten Abend! Behalte die Uhr . . ."

Die Türe schlug zu. Er war nicht mehr da.

Der Uhrmacher blieb wie angewurzelt stehen, die Uhr, die er immer noch nicht losgelassen hatte, in der Hand. Plötzlich wurde er erdfahl: „Wenn es aber nun doch wahr wäre?"

Er schleuderte die Uhr auf die Erde und stürzte hinaus. Aber der Fremde war bereits in dem Gewühl der Straße untergetaucht, und die Blicke des Uhrmachers durchspähten vergebens die Menschenmassen.

Aus Saarburg.

Beispiele von Vandalismus der Franzosen in Lothringen.

Bemerkenswert ist nachstehende Mitteilung aus Saarburg, die ein Beispiel liefert für den Vandalismus, mit dem die Franzosen, da wo sie auftreten, hausen, aber auch für die niederträchtige Gesinnung der deutsch-lothringer Franzosen, die sich in den Grenzorten umhertreiben.

„Die Stadt Saarburg war drei Tage bis zum 21. August in den Händen der Feinde. Die deutsche Heeresverwaltung hatte vor dem Einmarsch der Franzosen zunächst die deutschen Frauen und Kinder, dann aber auch alle männlichen Deutschen veranlaßt, die Stadt zu verlassen. Als die Franzosen in Saarburg einrückten, wurden sie von der einheimischen Bevölkerung als Befreier und Retter gefeiert. Alsdann wurden die Offiziere und Soldaten in einzelnen Abteilungen von ganz bestimmten lothringischen Bewohnern durch die ganze Stadt geführt und zu den Wohnungen sämtlicher deutschen Beamten und Offiziere. Alle diese Wohnungen und nicht eine einzige andere wurden planmäßig zerstört und geplündert. Buchstäblich wurde auch nichts von dem Eigentum dieser deutschen Beamten und Offiziere brauchbar gelassen. Die eisernen Geldschränke der Reichsbankstellen sind erbrochen und zerstört. Alles Genießbare hat man zusammengeholt und in den Wohnräumen des Bankvorstandes ein großes Gelage veranstaltet, bei dem die französischen Offiziere die Hauptrolle spielten. Solche Dinge waren doch nur möglich, wenn die Bevölkerung selbst mithalf. Der lothringische Pöbel und die ungebildeten Schichten des Bürgertums sind durch die Jahrzehnte lange systematische Verhetzung derart deutschfeindlich, daß nun kein Halten mehr ist. Wir hier an der Grenze kannten diese Dinge seit Jahren, im Reiche aber hat man das nie glauben wollen."

Würdelos.

Die Deutschen dürfen sich rühmen, die Ausländer, die sich nach dem Kriegsausbruch noch auf deutschem Boden befanden, mit aller Schonung behandelt zu haben. Es geht aber doch über das erlaubte Maß von Höflichkeit hinaus, wenn solche Dinge vorkommen, wie sie aus Stuttgart jüngst berichtet wurden. Bei der Ankunft französischer Gefangenen auf dem dortigen Hauptbahnhofe spielten sich Szenen ab, die große Entrüstung hervorgerufen haben. Ein Teil des Publikums, namentlich Damen, drängte sich an die Gefangenen heran, um ihnen Liebesgaben und Blumen zu überreichen. Das Generalkommando gibt bekannt, daß im Wiederholungsfalle Personen, die sich würdelos benehmen, von den Aufsichtsorganen festgenommen werden.

Besonders peinlich wirkt es, daß es namentlich Damen waren, die sich an derartigen Liebesbezeigungen beteiligten. Es ist schlimm genug, daß die Behörden erst noch Deutschen sagen müssen, daß es schändlich ist, in diesem Augenblick mit gefangenen Feinden schönzutun. Man soll die Gefangenen gewiß menschlich behandeln, aber nicht mit jener Schmeichelei gegen alles Ausländische, die die Deutschen — Gott sei's geklagt! — schon oft lächerlich gemacht hat.

Verbot von Garibaldilegionen.

Man meldet aus Rom: Nachdem die Regierung in den letzten Wochen ihren ganzen Einfluß aufwandte, um die von einigen Irredentisten vorgeschlagene Bildung italienischer Freikorps für Serbien und Frankreich zu verhindern, und die Anwerbung für solche Freikorps auf italienischem Boden für strafbar erklärt hat, kommt nunmehr die Nachricht, daß in Paris und London Garibaldi-Korps in Bildung begriffen sind. In London haben sich 250 Mann gemeldet, meist Italiener, jedoch auch viele Slawen. Das Korps hat dort den Namen Fremdenlegion angenommen. Dreißig Engländer haben Fonds zur Verfügung gestellt. — In Paris hat das Korps, das sich hier „Garibaldilegion" nennt, die volle Unterstützung der französischen Behörden gefunden. Die italienische Regierung hat die Botschaften in London und Paris angewiesen, den betreffenden italienischen Staatsangehörigen, die dem Korps beigetreten seien, mitzuteilen, daß sie allerdings jeder Staatsbürgerrechte in Italien durch den Beitritt zu diesen Freikorps verlustig gehen.

Russisches Geld beschlagnahmt.

Auf die Benachrichtigung durch Breslauer Behörden, daß französische Goldsendungen über Ungarn durch Autos nach Rußland unterwegs seien, wurden vor kurzem bei Gran von der Gendarmerie mehrere in rasendem Tempo fahrende Autos angehalten, auf denen über 30 Millionen in Gold, für Rußland bestimmt, gefunden wurden. Die Insassen des Autos wurden den Militärbehörden übergeben.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 10c

Zweiteiliges Negligee-Jäckchen, No. 1008.

Der wichtigste Punkt bei modernen Negligee-Jäckchen ist ihre Kleidsamkeit, und nächstdem wohl die Bequemlichkeit, die ihr Schnitt gewährt. Der Zug des Tagesmodes prägt sich auch in ihren einfachen Linien aus. Kimonoschnitt und der tiefe Gürtel sind die augenfälligen Merkmale des hier veranschaulichten Musters, das außer der Seitennaht keine weiteren Nähte aufweist. Die untere Weite wird durch den breiten Gürtel eingehalten, der diesem Modell den aparten Effekt giebt. Die kurzen, kleidsamen Aermel und der Halsausschnitt erhalten farbigen aufgesetzten Saum; bei einem einfachen Jäckchen genügt eine breite Steppnaht. Als Stoffe zu Negligees dienen die geblümten Crepes, sodann die zartfarbigen Challies, und für feinere Zwecke ist japanische Seide das beste Material. Sehr elegant wirkt Crepe de Chine, der ebenfalls sich vorzüglich im Tragen und Waschen bewährt und in allen Farben erhältlich ist. Gebraucht werden zu dem Schnittmuster, das in drei Größen, klein, mittel und groß, erhältlich ist, 3⅝ Yards bei Stoff von 27 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No. .....

.... Zoll Brust- oder Taillenweite.

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....

Britische Sabotage.

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt: daß die britische Regierung die beiden neuen, auf englischen Werften für Rechnung der Türkei erbauten und bereits von ihr bezahlten großen Linienschiffe für sich behalten hat. Jetzt berichtet ein deutschländisches Blatt auf Grund der „absolut zuverlässigen Mitteilung eines unterrichteten, eben aus Konstantinopel kommenden Deutschen", daß die englische Marinemission in Konstantinopel, welche die türkische Marine und Flotte neu aufbauen, reorganisieren und ausbilden sollte, auf Veranlassung des Chefs der Mission auf allen türkischen Kriegsschiffen absichtlich und in aller Heimlichkeit eine Beschädigung hat vornehmen lassen. Der Zweck dieses Streiches war, die türkische Flotte in dem Augenblick, wo sie in einem Kriege in See zu gehen sich anschickte, plötzlich und unerwartet lahmzulegen. Nun hat man, wie gesagt, in Konstantinopel den Tatbestand festgestellt und die absichtlichen Beschädigungen an den Schiffen und ihrer Armierung gefunden. In kurzer Zeit werden sie beseitigt sein.

Wann machte Frankreich mobil?

Zwei aus Frankreich ausgewiesene deutsche Sozialisten haben bei ihrer Ankunft in München mitgeteilt, daß sie am 23. Juli, 9 Tage vor der deutschen Mobilmachung, Einberufungsbefehle gesehen hätten. Am Freitag darauf, den 26. Juli, hatten 43-jährige Männer in Frankreich die Einberufungsbefehle bereits in Händen. Weiter erzählen die beiden Genossen, daß vor der Ermordung Jaurès' bereits Militär in der Nähe des Cafes Croissant aufgestellt war.